

Rainer Jaeckle

Einfach harte Arbeit



Der Lebensweg eines Fabrikanten

Rainer Jaeckle

Einfach harte Arbeit

Der Lebensweg eines Fabrikanten

2. überarbeitete Auflage, Juni 2019

Texte: © Copyright by Rainer Jaeckle

Umschlaggestaltung: © Copyright by Rainer Jäckle

Verlag:

Rainer Jaeckle

Beim Kastenkamp 6
28844 Weyhe

E-Mail: rainer.jaeckle@t-online.de

Homepage: www.rainerjaeckle.de

Druck: epubli - ein Service der neopubli GmbH, Berlin

Homepage: www.epubli.de

-

Als ich früher aus dem Fenster sah

Meine Großeltern wohnten im dritten Stock eines großen Sandsteinhauses, in der Stadtmitte von St. Georgen, in der Gerwig-Straße 31. Das Küchenfenster in der ziemlich großen Wohnung bot einen herrlichen Ausblick auf den Stockwald. Ich stieg dann als Sechsjähriger auf einen kleinen dunklen Holzhocker, öffnete das dick weiß gestrichene zweiflügelige Küchenfenster mit dem dünnen Glas und konnte mich dann an dem Anblick der Wälder, die bis zum Horizont reichten, nicht satt sehen.

Mein Opa benutze das Küchenfenster, wenn er sich rasieren musste oder wollte. Ich weiß nicht, ob er diesbezüglich Vorgaben von der Oma bekommen hat. Jedenfalls hingte er dann seinen kleinen Rasierspiegel, mit dem dicken beige gestrichenen Rahmen und mit der kleinen Aufhängeschnurr am Kopfende, an dem Fenstergriff auf und legte dann los. Pinselte sich ein und rasierte sich mit einem extrem scharfen Rasiermesser äußerst vorsichtig, mit Blick auf den Stockwald. Danach war das Fenster für mich wieder frei.

Wenn mein Blick mal nicht in die Ferne schweifte, sondern wenn ich direkt, aus luftiger Höhe, heruntersah, dann standen die Hallen der Firma Heinemann direkt vor mir. Ich hörte die geheimnisvollen Geräusche der Maschinen und sah die Fabrik arbeiten.



Im Hintergrund des Bildes, rechts oben am Bildrand, ist das Haus meiner Großeltern zu sehen.

Inhalt

Als ich früher aus dem Fenster sah

Inhalt

„Silicon Blackwood“

Alles fing mit einem Kloster an

St. Georgen brauchte das Stadtrecht

Wirtschaftspolitik gab es auch schon

Die Infrastruktur war gut

Es gab auch immer wieder Show-Stopper

Die Uhrenindustrie war dominierend

Wer war Christoph Heinemann?

Eine Schwarzwälder Erfolgsgeschichte

Ich bin der Sohn eines Schmieds

Ein Job als Laufbube

Die Schwarzwälder Tüftler

Der große Brand

Der Wiederaufbau

Blutegel haben geholfen

Bau von Eisenbahn und Kirche

Das erste Fabrikle

Unser Gottle

Meine Konfirmation

Lehrling in der Schlosserei

Maschinen für die Uhrmacherei
Ich wollte in die Fremde
Arbeit in Pforzheim
Rosenfelder nimmt sich das Leben
An einem Sonntag kam ich nach Stuttgart
Ich hoffte auf Arbeit
Neue Arbeit in Stuttgart
In Chemnitz habe ich am meisten gelernt!
Besuch von Schwager Tobias
Dieses Treiben in Berlin
Der Fünf-Taler-Schein
Alles schrie Hurra!
Bei den Fischköpfen
Das Ende meiner Handwerksburschenzeit
Beginn des Maschinenbaus
Suche nach Aufträgen
Die Uhrenmacherei war primitiv eingerichtet
Ich musste Lehrgeld bezahlen
Kauf eines Lokomobils
Ein Brand im Jahr 1928
Zurück ins Jahr 1876, das Lokomobil im Einsatz
Joseph Heine will auch ein Lokomobil
Das neue Fabrikle
Sie hatte mich wohl gerne gesehen
Und dann hatten wir Hochzeit
Als meine Frau starb
Der Neubau

Besuch von Emilie

Wir waren ein schönes Brautpaar

Lungenentzündung

Die Geschichte ist zu Ende

Alles hatte seine Zeit

Ein paar Fakten zu Heinemann

Quellennachweis

Anmerkungen

„Silicon Blackwood“

Als mein Vater starb, das war im Jahr 1984, habe ich in seinen Unterlagen einen Stapel Blätter gefunden, die mit einer Schreibmaschine ganz eng voll getippt waren. Oben rechts, in der Ecke des ersten Blattes, stand mit Bleistift fein leserlich geschrieben: H. Jäckle.

Mein Vater bekam die Blätter sicherlich in den 60er Jahren, genau weiß ich das nicht. Es sind insgesamt vierundvierzig. Die Überschrift oben auf der ersten Seite lautet: „Lebenslauf von Christoph Heinemann, St. Georgen im Schwarzwald.“ Ich habe die Blätter dann auch gleich regelrecht verschlungen, so spannend erschien mir der Werdegang und der Lebensweg von Christoph Heinemann. Ich dachte dabei an die Anfangsphase von Apple, an Steve Jobs und Silicon Valley. Ich vertiefte mich in mein „Silicon Blackwood“.

Zum Teil waren die vergilbten Blätter nur noch schwer lesbar. Mit einem Vergrößerungsglas habe ich versucht, die Textzeilen zu entziffern. Mein Ziel war es, zumindest sinngemäß, die ganze Story auf meinem Computer einzutippen. Dabei hatte ich beim Lesen immer wieder das Gefühl, vom Schreiber mitgenommen zu werden und sogar dabei zu sein. Auch gingen mir immer wieder Vergleiche mit der heutigen Zeit durch den Hinterkopf. Auch damals schon, wie heute im 21. Jahrhundert auch, haben sich die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und Lebensverhältnisse immer wieder sehr schnell verändert.

Beispielsweise kamen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bemerkenswerte Innovationen aus Amerika zu uns nach Europa, die Massenfertigung von Uhren, die

Standardisierung von Teilen der Uhr und plötzlich kamen auch neuartige Uhren mit vereinfachter Technologie auf den Markt. Der Uhrenwecker sei in diesem Zusammenhang genannt. Und wie reagierten die Schwarzwälder darauf?

Sie nahmen diese Veränderungen und Herausforderungen, ohne zu murren, an und reagierten schnell und gekonnt darauf. Und das passierte alles in einem Umfeld, das ursprünglich ausschließlich von einer kargen ärmlichen Landwirtschaft geprägt war. Wie platzte der Knoten? Wie wurden aus Bauern stolze Fabrikanten? Wie kamen die Fabriken zu den eigentlich verstockten, wortkargen, sonderbaren Hinterwäldlern in den Schwarzwald und in das Kaff nach St. Georgen?

Sorry, ich musste meine Klischees einfach mal loswerden!
Ich fange deshalb, mal geschichtlich betrachtet, von vorne an.



Eine alte Postkarte mit dem Titel: Das Laub fällt! Höhenzüge bei Bernau.

Alles fing mit einem Kloster an

Im Jahr 1084 begannen die Rodungsarbeiten für den Klosterbau St. Georgen und im gleichen Jahr noch trafen die Benediktinermönche ein. Ein Jahr später wurde bereits eine hölzerne Klosterkapelle eingeweiht und schon im Jahr 1086 hat das Kloster einen Abt mit Namen Heinrich.

Ein unbekannter Chronist schreibt im Jahr 1795:

Der Boden ist hier, so wie in der ganzen Gegend, sandig und trocken, eben deswegen unfähig, mehrere andere Produkte als Roggen, Haber, Gersten, Hanf, Flachs und Erdäpfel und selbst diese in einer hinlänglichen Quantität zu liefern.

Eben daher können sich viele Bürger nur über Handwerk und Handel ernähren. Die Handwerker sind: Bäcker, Müller, Schmied, Wagner, Schuhmacher, Schneider und Weber. Ferner gibt es: Zimmerleut, Maurer, Schreiner, Hafner, Glaser, Seiler und Uhrmacher.



Das ehemalige Klosteramtshaus vor 1900.

St. Georgen brauchte das Stadtrecht

Das Markrecht erhält St. Georgen im Jahr 1507 durch Kaiser Maximilian I. und im Jahr 1891 das Stadtrecht. Im Jahr 1891 hieß der damalige Bürgermeister Wintermantel.



Der Bürgermeister: Jacob Wintermantel.

Er schrieb an das Ministerium des Innern nach Karlsruhe einen Brief und bat darum, dass der Gemeinde St. Georgen die Eigenschaft einer Stadt verliehen werden sollte. Er schrieb in seinem Bewerbungsbrief unter anderem:

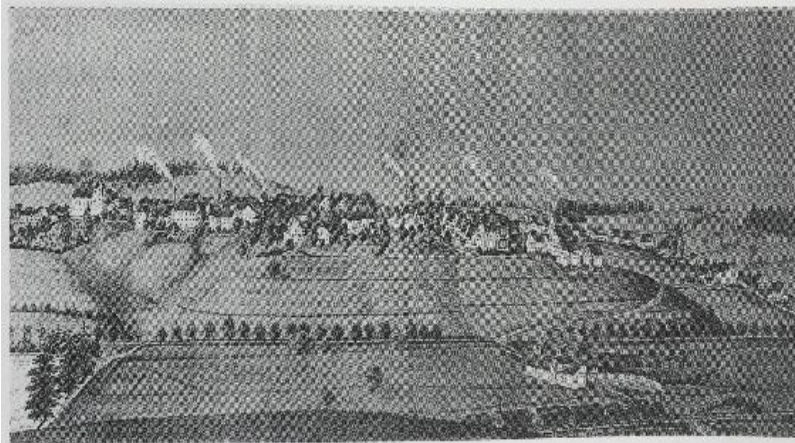
Die Gemeinde St. Georgen ist zur Zeit einer der am glücklichsten gedeihenden Industrieorte des badischen Schwarzwaldes, welcher bei rastlosem Vorwärtstreben in den letzten Jahren einen derartigen Aufschwung genommen hat, dass er füglich anderen kleinen Städten an die Seite gestellt werden kann.

Die Bevölkerungszahl von St. Georgen ist vom Jahre 1885 bis zum Jahre 1890 von 2.394 auf 2.600 Seelen gestiegen,

ferner sind in den letzten sieben Jahren etwa siebzig Neubauten daselbst entstanden. Außer den acht Handelsgeschäften und den siebenundsechzig Gewerbebetrieben bestehen daselbst elf Fabrikanlagen mit 582 Arbeitern und sechzehn Nebengeschäften für die Schwarzwälder Uhrenindustrie, sowie eine mechanische Werkstätte.

Die hohe industrielle Bedeutung des Ortes, welche durch die Leistungen des dortigen Gewerbevereins und der Gewerbehalle eine wesentliche Förderung erfährt, ist bereits bei der im Jahre 1884 daselbst veranstalteten Gewerbe- und Industrieausstellung des Gauverbandes der Schwarzwälder Gewerbevereine deutlich erkennbar zutage getreten.

Gerade in letzterer Beziehung wird seitens der Gemeindebehörde geltend gemacht, dass St. Georgen im Handel und Verkehr zurücktreten müsse, solange es nicht als Stadt bezeichnet sei, da von fremden Geschäftsleuten und Reisenden vielfach nur Städte aufgesucht würden.



St. Georgen im Jahr 1890.

Wirtschaftspolitik gab es auch schon

Es gab damals auch schon eine Wirtschaftspolitik. Es war um das Jahr 1827 das erklärte Ziel der badischen Verwaltung, wegen der Konkurrenz und des starken Verbrauchs ausländischer Strohhüte, der heimischen Strohhutfabrikation Unterstützung zu gewähren.

Der Strohhutfabrikant Philipp Ruh war der erste St. Georgener, der für seine Fabrik aus der Stuttgarter Amtskasse Unterstützung bekam.



Frauen und Mädchen beim Strohflechten.

Wie kam es eigentlich zu der Strohhutfabrikation in St. Georgen? Als Glasträger die ersten Uhren in den Schwarzwald brachten, kam auch das Strohflechten in unsere Heimat. Die damals in der Schweiz und Italien betriebene Strohflechtereie wurde durch den Handel auch bei uns bekannt. Erzeugnisse wie Strohhüte, Zierbänder und Behältnisse fanden viele Abnehmer.

Das Strohflechten war für die damalige Hausindustrie besonders gut geeignet, zumal auch die Jugendlichen in diese Arbeit eingebunden werden konnten. Es wurde auch eine Flechtschule in St. Georgen gegründet. Das Problem war allerdings, dass im Laufe der Zeit diese Strohartikel nicht die volle Befriedigung der Käufer fanden. Das veranlasste Andreas Weisser, die Herstellung von Hüten fabrikmäßig zu erstellen, um die gewünschte Form und die präzise Verarbeitung zu erreichen.

Die Infrastruktur war gut

Ganz wichtig war für die Stadt St. Georgen die Verkehrsanbindung. Im Jahr 1835 begann man mit dem Bau der neuen Poststraße auch „Kunststraße“ genannt, die von Hornberg über Triberg nach St. Georgen führen und bei Peterzell in die alte Postroute nach Villingen einmünden sollte.

Im Jahr 1839 war sie dann fertig und die Badische Landstraße Nr. 29 wurde am 1. Juli eröffnet. Für St. Georgen bedeutete die Postroute den Beginn einer langanhaltenden wirtschaftlichen Blüte.



Die neue Poststraße.

Mit dem beginnenden Bahnbau brachen die letzten Jahre der Postkutschenzeit über den Sommeraupaß an und mit der Vollendung der Schwarzwaldbahn im Jahr 1873 verstummte das Posthorn für immer.

Im Jahr 1873, am 10. November, nahm die Schwarzwaldbahn den Betrieb auf. Es gab jetzt eine Eisenbahnlinie von Singen nach Offenburg mit Halt in St. Georgen.

Erbauer der Bahn war Robert Gerwig (1820 -1885), der Badener aus Karlsruhe. Er war ein vielseitiger Ingenieur und beschäftigte sich auch mit vielen anderen Projekten:

Er war Leiter der Uhrmacherschule in Furtwangen, Politiker im badischen Parlament und im deutschen Reichstag, Fachmann für Wassererfassung und -Ableitung, Straßen- und Brückenbauer.



Der Bahnhof in St. Georgen.

Zur Feier des Tages gab es ein Platzkonzert auf dem Marktplatz. Am Abend dann hatten die Bürger ihre Häuser festlich illuminiert. Der damalige Bürgermeister, Johann Georg Braun, brachte in einem Telegramm an den badischen Großherzog, den Dank der Gemeinde „für die große Wohltat, die uns durch den Bau der Eisenbahn zuteil geworden ist“ zum Ausdruck.

In seiner telegraphischen Erwiderung hob der Großherzog Friedrich die Tatsache hervor, dass St.Georgen jetzt an dem großen Weltverkehr jetzt teilnehmen könne.

Es gab auch immer wieder Show-Stopper

Ein Großbrand zerstört die Lorenzkirche und einen Großteil der Häuser am 19. September 1865. Es war eine der größten Katastrophen in der Geschichte von St. Georgen. Dieser Brand vernichtete den größten Teil des alten Ortskerns und brachte unsägliches Leid über die Bevölkerung. Schaut man in die Geschichte von St. Georgen, dann fallen die vielen Brände auf. Höfe brennen immer wieder nieder. Ursache dafür war in aller Regel, dass sich das Heu, welches unter dem Dach gelagert wurde, entzündete oder dass es immer wieder mal Kaminbrände gab.

Die Uhrenindustrie war dominierend

Die dürftige Ackerkrume zwang, wie schon erwähnt, die St. Georgener weitere Erwerbsquellen zu suchen. Alte Schriftstücke berichten wie die Uhrmacherkunst in den Schwarzwald kam. Die Gebrüder Kreuz, auf dem Glashof bei Waldau, erhandelten von einem böhmischen Glasträger die erste Uhr.



Eine typische Schwarzwälder Uhrmacherwerkstatt.

Dieses vorher nie gesehene Kunstwerk erregte Aufsehen und Neugier in der ganzen Gegend. Ein paar Handwerker und Bauern begannen dann sogleich mit dem Nachbau. In St. Georgen. Im Stockwald, war es dann Simon Henniger, der damit begann. Normalerweise produzierte er Kübel und Wasserzuber. Das war der Startschuss für die Uhrmacherei.

Aber stimmt das wirklich? Die frühesten Anfänge einer Uhrenherstellung im Schwarzwald liegen im Dunkeln und alle Bemühungen, den Urbeginn der Schwarzwälder Uhrmacherei geschichtlich einwandfrei zu beweisen, sind bisher gescheitert.

Seit Beginn des 19. Jahrhunderts versuchen Chronisten festzustellen, wann die erste Uhr im Schwarzwald gebaut wurde und wie dieselbe zur Nachahmung in den Schwarzwald kam. Denn Räderuhren, in der Bauart der ersten Schwarzwalduhr, kennt man schon seit dem 14. Jahrhundert.

Es wird vermutet, dass die erste Schwarzwälder Uhr¹ aus einem einfachen, groben Holzwerk mit drei Rädern bestanden hat, das von einem Steingewicht angetrieben wurde und eine sogenannte Waaghemmung besaß.

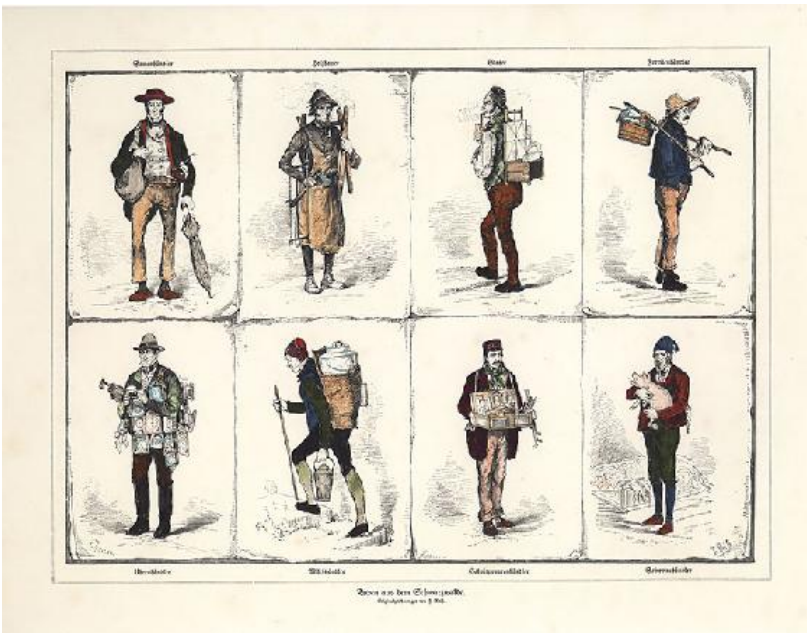


Schwarzwälder Lackschilduhr aus dem Jahr 1820. Es war eine Hochzeitsuhr.

Unter dem Schildbogen steht der Sinnspruch:

Die Zeit vergeht, jetzt kommt der Tod, drum lebe fromm und liebe Gott.

Für die gewerbliche Herstellung von Uhren Im Schwarzwald und deren verhältnismäßig schnelle Verbreitung waren mehrere Gründe verantwortlich. Die zum Verkauf bereitstehenden Uhren wurden von den Glasverkäufern vertrieben und brachten dem Hersteller bares Geld.



Waren aus dem Schwarzwald für halb Europa und das zu Fuß

Das bedeutete für den damaligen Schwarzwälder Kleinbauern, der mit seinem spärlichen Ertrag des kargen Bodens seine meist kinderreiche Familie nur recht und schlecht ernähren konnte, eine zusätzliche und recht willkommene Einnahmequelle. Die langen und harten Schwarzwaldwinter, konnten mit dem Uhrenmachen gewinnbringend genutzt werden.

Im Übrigen verstand es der Schwarzwälder von jeher, aus dem reichlich vorhandenen Holze, die verschiedensten Gebrauchsgegenstände herzustellen.